

# Zweiunddreissigster Bericht

über das

MUSEUM

FRANCISCO-CAROLINUM.

---

Nebst der

siebenundzwanzigsten Lieferung

der

Beiträge zur Landeskunde

von

Oesterreich ob der Ens.



---

Linz, 1874.

Verlag des Museum Francisco-Carolinum.

Druck von J. Wimmer.

# J N H A L T.

---

	Seite
Zweiunddreissigster Jahresbericht . . . . .	III
Vermehrung der Sammlungen . . . . .	XI
Protector und Verwaltungsrath . . . . .	XXXVI
Mandatare . . . . .	XXXIX
Veränderungen im Stande der Mitglieder . . . . .	XL
Verzeichniss der Mitglieder des Museum Francisco-Carolinum . . . . .	XLII

## **Abhandlungen.**

- I. Cori Joh. Nep. Burgen Oberösterreichs.
  - II. Czerny Albin. Chronik-Aufzeichnungen eines Ober-Oesterreichers aus der Zeit Kaiser Max I.
  - III. Duftschmid Joh. Dr. Die Flora von Oberösterreich.
-

# Vorwort.



# BAU UND EINRICHTUNG

der

## deutschen Burgen

im Mittelalter

mit Beziehungen auf Oberösterreich

von

**Johann Nep. Cori,**

k. k. Militär-Bezirkspfarrer für Oberösterreich und Salzburg, Besitzer der Kriegsmedaille; Proto-Ehrendomherr des Cathedral-Kapitels, Konsistorialrath und bischöflicher Notar zu Budweis; geistlicher Rath zu Mainz; Korrespondent der k. k. Central-Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale; Ehren-Mitglied des Museum Franciscocarinum des Landes Oesterreich ob der Ens.

---

Mit 104 Abbildungen im Texte.

---

führte, wobei ihm gewöhnlich ein Burgvogt zur Seite stand. Zur Leitung der Vertheidigung bedurfte es damals keiner besonderen Kriegskennntniss; die persönliche Tapferkeit entschied das meiste.

Wohnten in einer Burg mehrere Glieder eines und desselben Adelsgeschlechtes, so führte das Haupt der Adelsfamilie den Befehl. Es kam nämlich häufig vor, dass die Stammburg in gemeinschaftlichen Besitze verblieb, besonders wenn ihr Name zugleich Stammesname geworden und keine der sich abzweigenden Linien geneigt war, einen anderen Namen und damit auch wohl ein geändertes Wappen anzunehmen. Nur die Ländereien und übrigen Güter wurden getheilt.

Besass ein Adelsgeschlecht mehrere Burgen, die theils des besseren Schutzes und der Vertheidigung ausgedehnter Gebiete, theils der Jagd wegen erbaut worden waren, so geschah es, dass in diesen Burgen die jüngeren Glieder des Geschlechtes wohnten, und derjenige von ihnen, welcher nach dem Tode des Familienhauptes dessen Stelle einzunehmen berufen war, dann nach der Stammburg übersiedelte.

Hatte eine Burg mehrere Eigenthümer von verschiedenen Geschlechtern, so wählten diese aus ihrer Mitte einen Oberen, der in den Ganerbenburgen Deutschlands Burghauptmann, Reichsamtmann, Burggraf, auch Burgmeister hiess. Jeder Mitbesitzer oder Ganerbe konnte auf dem ihm zugehörigen Burgraume Wohnbauten nach seinem Gefallen aufführen, nur durfte er den Thürmen nicht zu nahe kommen, die Zugänge nicht versperren, und nicht höher als die anderen Theilhaber bauen. Ferner war ihm gestattet, seinen Besitz mit einer dünnen und nur einige Fuss hohen Mauer zu umschliessen, daher ist der innere Raum mancher Burgen von mehreren kleinen Mauern durchzogen. Die Brunnen hingegen und die Zugänge, Ringmauern, Thore und Thürme blieben in Gemeinschaft, und wurden gemeinschaftlich erhalten und besetzt. Die Wächter der Thore und Thürme mussten jedem der Mitbesitzer huldigen. Eine solche Burg stellt sich uns gleichsam als eine Ritterkaserne dar.

Kam eine Burg aus Geldnoth ihres Besitzers auf Wiederkauf oder als Pfandschaft in andere Hände, so erhielt der Pfandinhaber das volle Kommando in derselben und zwar, wenn er dem niederen Adel und die Burg dem Landesfürsten oder einem Standesherrn gehörte, unter der Benennung eines Burggrafen oder Kastellans, und manchmal mit dem Rechte, den Namen dieser Burg als Adelsprädikat zu führen. Nur musste sich derselbe gewöhnlich verpflichten, dem Schuldner in Nothfällen den Einzug mit bewaffneter Mannschaft, sei

es wegen des sicheren Rückzuges oder der Vertheidigung gegen einen Feind, zu gestatten.

Es kam auch vor, dass der Besitzer einer Burg den Gebrauch derselben gegen eine Miethe einem Anderen gestattete, der in Zeiten der Gefahr seine eigene nicht erreichen konnte, oder dem diese Burg gelegener war, um daraus einem Feinde, mit dem er in Fehde war, zu schaden.

Burggraf,  
Pfleger.

In den Burgen, welche im vollen Besitze der Landesfürsten oder der Dynastengeschlechter blieben, ohne jedoch von ihnen ständig bewohnt zu sein, und in der Wohnburg selbst, wenn der Eigenthümer auf längere Zeit verreiste, wurden adelige Hauptleute ernannt, die den Befehl in derselben führten, das Burggut verwalteten und die Gerichtsbarkeit ausübten. Sie hiessen Burggrafen, Kastellane, Burgvogte, in Oesterreich später auch Pfleger, und hatten gewöhnlich anstatt des Soldes gewisse Geldeinkünfte. Die Pfleger nahmen auch in den ihnen anvertrauten Burgen neue Wehr- und Wohnbauten einstweilen auf eigene Kosten vor. Sie wurden später dafür entschädigt und bekamen vom Burgbesitzer die Zusicherung, dass sie und ihre Erben daselbst nicht „enthaust“ werden sollen, bis nicht an sie die Bauauslagen bezahlt sein würden; so in Velden, Partenstein und Pührnstein. Hin und wieder hatte der Pfleger von seinen Einkünften die Thurm- und Burgwächter und in späterer Zeit manchmal auch die übrige Vertheidigungsmannschaft zu verpflegen und zu bezahlen. Es kam ferner vor, dass er das Kriegszeug, Armbrust, Bolzen, später auch Büchsen und Pulver mitbrachte, und wenn er von der Burg schied, wieder mitnahm. Zu Pflegern wurden oft die Gläubiger aus dem niederen Adelsstande bestellt, an welche die Burg verpfändet worden war.

Manche Pfleger oder Burggrafen missbrauchten die ihnen anvertraute Macht zu öffentlichen Gewaltthaten und brachten dadurch ihre Herren in grosse Verlegenheiten und Schäden. Nach dem österreichischen Landrechte war bestimmt, dass der Besitzer einer Burg für den Schaden, welchen ohne sein Wissen und Willen der Burggraf dem Lande zugefügt hatte, nur dann unverantwortlich sei, wenn er seinen räuberischen Beamten dem Gerichte ausliefert; war dieser jedoch entflohen, so solle sein Herr vollen Schadenersatz leisten. Wenn der Burggraf, während sein Herr auf längere Zeit ausser Landes war, sich unterfing, Wegelagerei zu treiben, so soll der Landrichter mit den nächsten Insassen vor die Burg ziehen; bekam er den

Burggrafen in seine Gewalt, so solle derselbe wie ein Räuber behandelt werden; entfloh er aber, so solle man alles Holzwerk der Burg herabreißen und vor derselben verbrennen. War der Raub während der Anwesenheit des Herrn in der Burg vollbracht worden, dann soll sie zerstört werden.

Die Sicherheit und Bewachung einer Burg wurde durch die Burgknechte besorgt; die Vertheidigung war, so lange das ganze Besatzung. Kriegswesen auf dem Adel beruhte, Sache des Adels, der Herren, Ritter und Edelknechte.

Von den Burgknechten standen die Pförtner und Thorwachen, der Thürmer und die Thurmhüter in Lohn und Kost. Zu dem anderen gemeinen Wachedienst wurden die meist leibeigenen Bewohner der zur Burg gehörigen Höfe der Reihe nach beigezogen, oder sie entrichteten ein bestimmtes Wachegeld, worauf dann die Wache mit Lohnwächtern oder Söldnern besetzt wurde.

War eine Burg mit einem Angriffe bedroht, — die Fehde ward in der Regel drei Tage vor ihrem Beginne angekündigt, — so versammelten sich des Burgherrn Stammesvettern, Freunde und Vasallen zu ihrer Vertheidigung.

Die Vasallen oder Lehenleute, welche zur Vertheidigung einer Burg verpflichtet waren, hießen Burgmannen. Sie nahmen von dem Besitzer einer oder mehrerer Burgen ein Haus, ein Grundstück oder ein ganzes Gut, eine jährliche Natural- oder Geldrente, letzteres war am häufigsten der Fall, als Burglehen an, und leisteten darauf den Leheneid. Dadurch verpflichteten sie sich zur Vertheidigung einer Burg, so oft sie dazu von dem Herrn aufgefordert wurden, und unterwarfen sich zugleich der Beobachtung des Burgfriedens und anderer in der Burg getroffenen Anordnungen, so lange ihr Aufenthalt daselbst dauerte.

Diese Lehenspflicht war jedoch verschieden. Der Eine verpflichtete sich im Allgemeinen zum Burgdienste; er musste sich in jeder Burg seines Lehenherrn auf dessen Einberufung stellen, und sie gegen jeden Feind vertheidigen helfen. Der Andere verpflichtete sich nur auf eine oder einige im Lehenbriefe namentlich bestimmte Burgen seines Herrn, und konnte in die übrigen nicht gefordert werden; aber auch in die erstgenannten nicht, wenn sie von einem Feinde bedroht waren, gegen den er nicht dienen zu müssen, sich ausdrücklich vorbehalten hatte. Es gab aber auch Burgmannen, welche sich verbindlich machten, immer, auch in Friedenszeiten, in

der Burg zu wohnen, also eine ständige Besatzung zu bilden. Das war besonders bei grossen Burgen der Fall, auch bei jenen, die vom Herrn nicht bewohnt wurden. Ihre Wohnungen waren entweder in den Burggebäuden selbst, in den Dynastensitzen gewöhnlich in der Vorburg, oder sie bestanden aus besonderen Häusern, welche an die Burgmannen als Lehen hingegeben worden waren. Wenn der Burgraum zu beschränkt war, lagen diese Häuser immer der Burg möglichst nahe; in den an die Burg stossenden Städten waren sie in der Burg- oder Hofgasse, und standen nicht unter der städtischen Gerichtsbarkeit, zahlten keine Abgaben und hatten überhaupt Adelsfreiheit. Die Burgmannen in grossen Landesburgen gehörten oft dem benachbarten hohen Adel an. Die Wohnung, welche ein Burgmann in oder nahe bei der Burg fortwährend oder in gewissen Zeiten des Jahres vermöge seiner Lehenspflicht zu nehmen verbunden war, hiess Burghaus und Burgsess. Jene Burgmannen, welche nur im Kriegsfall sich einfinden mussten, hiessen die „unbesessenen“.

Noch ist zu bemerken, dass bei dem Verkaufe oder Versatze einer Burg die auf diese Burg angewiesenen Burgmannen in der Art mit veräussert wurden, dass die gegenseitigen Rechte und Verbindlichkeiten auf den neuen Besitzer übergiengen.

In gemeinschaftlichen Burgen musste jeder Theilhaber eine bestimmte Zahl Vertheidiger stellen und zur Ausrüstung und Verproviantirung beitragen. Wollte er in eigener Fehde die Burg benützen, so stand ihm als Miteigenthümer das Recht zu, sich dahin zurückzuziehen und dort zu vertheidigen. Er musste aber davon vorher den anderen Theilhabern Anzeige machen, die Besatzung entweder verstärken oder ganz stellen, die Waffen liefern und Kosten und Schäden tragen.

Wenn zwei Adelige, welche ihre eigenen Burgen besaßen und auch noch Theilhaber an einer anderen Burg waren, mit einander in Fehde geriethen, so blieb diese Burg neutral.

Als im späteren Mittelalter die alten Lehengüter meistens vererbrechtet waren, die Vasallen immer säumiger und unzuverlässiger wurden, und man keine Güter mehr vergeben konnte, um den Eifer oder die Zahl der Lehenleute zu vermehren; als seit Anwendung des Pulvers und der Feuerwaffen das Kriegswesen nach und nach völlig umgestaltet wurde, die Kraft nicht mehr in der adeligen Eisenreiterei, sondern in einem gutbewaffneten und geschulten Fussvolke lag, und der Adel seine Stellung als alleiniger Kriegerstand verlor, kam es



immer häufiger vor, dass man Söldner warb. Diese machten aus dem Kriege ein Gewerbe, waren sowohl zu Fuss als zu Pferd in den Waffen besser geübt, als die Lehenleute und brachten ihre volle Kriegsrüstung mit. Mit ihnen wurden nun die Burgen für die Zeit der Noth besetzt. Zu ihrer Besoldung entrichteten die Lehenleute eine ständige Rüststeuer, und die Unterthanen mussten Lebensmittel und auch noch Geld herbeischaffen. Das Söldnerwesen entstand schon im XIV. Jahrhunderte und bildete sich im XV. zu festen Normen aus.

In Oberösterreich waren damals die kriegsgewandtesten Söldner leicht zu haben, und zwar aus dem nahen Böhmen. Dort hatte sich während des Hussitenkrieges eine vielfach neue, vorzügliche Kriegsführung mit wohl gegliederten und einexerzirten Truppen ausgebildet, die nach Beendigung des Hussitenkrieges sich immer wieder ergänzten und in Abtheilungen unter kriegserfahrenen Hauptleuten in fremde Dienste traten. Christof von Lichtenstein besetzte 1477 seine Burgen Wachsenberg, Ottensheim, Steyeregg und Reichenstein mit böhmischen Söldnern und kündigte dem Kaiser Friedrich, Herzog von Oesterreich, die Fehde an.

Die Besatzung der nur für den Raub erbauten oder zu diesem Zwecke missbrauchten Burgen bestand gewöhnlich ebenfalls aus Söldnern, die sich aus herabgekommenen Adeligen, entlaufenen Leibeigenen und allerlei verzweifelten Leuten, an denen es damals nie fehlte, rekrutirten.

Zur Beschirmung einer mittelalterlichen Burg in Kriegszeiten bedurfte man keiner zahlreichen Besatzung, da nur die wenigen angreifbaren Stellen zu vertheidigen waren. Im Jahre 1388 besetzte Herzog Albrecht III. im Kriege mit Passau die Burg Obernberg mit 80 Mann, von denen die Hälfte aus Schützen bestand. Als im Jahre 1399 der Pfalzgraf Ruprecht mit den Erzbischöfen von Mainz und Trier und der Stadt Frankfurt die bedeutende Ganerbenburg Tannenberg belagerte, wurde dieselbe nur von 56 Mann vertheidiget, und konnte erst nach 20 Tagen und grossen Anstrengungen erobert werden.

Bei fehdeartig geführten Kriegen suchte man eine Burg durch Ueberfall oder im ersten Sturme zu nehmen, der dadurch unterstützt wurde, dass die Schützen und Schleuderer eine Menge Pfeile, abgerundete Flussteine und Bleikugeln gegen die Vertheidiger der Mauern und Thore entsendeten.

Gelang dieser Versuch nicht, oder war die Burg günstig gelegen, stark befestiget, mit allem Nöthigen wohl versorgt und mit einer

tapferen Besatzung versehen, so beschränkte man sich bei dieser Ueberlegenheit der Vertheidigung über den Angriff oft nur auf eine Blokade, um durch Hunger und Abschneiden des Wassers die Uebergabe zu erzwingen. Bei geringer Zahl der Mannschaft besetzte man blos die Wege zur Burg und verstärkte die Blokade manchmal durch Erbauung von Bollwerken. So errichtete 1380 Herzog Albrecht III. während der Einschliessung von Schaunberg drei mit Gräben versehene Werke, welche während eines Waffenstillstandes von den Belagerten überfallen und niedergebrannt wurden. Bei der Belagerung der Burg Steyr im Jahre 1468 wurden gegen dieselbe ähnliche Werke rings herum errichtet. Als die Burg sich nicht länger halten konnte, gelang es den Belagerten, diese Werke anzuzünden, und während der Verwirrung glücklich zu entkommen. Eine zusammenhängende Circumvalationslinie kam sehr selten und nur bei Heeren vor.

Die obengenannten Gegenwerke bestanden aus Holz, aber auch aus Stein.

Dass sie vor der feindlichen Burg unter fortwährendem Angriffe und in grosser Eile erbaut werden konnten, geschah auf folgende Weise. Zimmerleute bereiteten das nöthige Holzwerk vor, schlugen plötzlich über Nacht ein Thurmgerippe auf, bekleideten es mit Bohlen, machten es schon nach wenigen Stunden vertheidigungsfähig und zur Beschützung weiterer Befestigungsarbeiten tauglich. Nun begann manchmal noch der Steinbau, dem der Holzbau als Gerüst und Schablone diente; die Bekleidungsbohlen wurden beseitigt in dem Masse, als die Mauern in die Höhe stiegen; das Zimmerwerk aber blieb, im Inneren ganz oder theilweise von der Mauer umschlossen, stehen. Dann und wann wurde der Bauplatz von Verhauen umfasst, den Reisige vertheidigten.

Der Nutzen dieser Baumethode, sowohl bei der Ausführung, die dadurch sehr erleichtert und beschleuniget werden konnte, als auch nach derselben, wo das Balkennetz dem jungen Mauerwerke als Zange und Anker diente, und den Stoss der Steinwürfe und Sturmböcke auf das Ganze vertheilte, war Ursache, dass man solche ummauerte Holzburgen, auch dann, wenn sie für einen bleibenden Gebrauch bestimmt waren, errichtete. Diess fand namentlich statt, wenn die Burg sofortigen Angriffen ausgesetzt war, also in Zeiten der Anarchie und bei Erbauung von Raubburgen. Im Inneren blieb die Holzfläche entweder sichtbar, oder war nur vom Verputze überzogen. Einen so eben beschriebenen Bau erkennt man in den Ruinen an den Röhren

und Kanälen in den Mauern, die von den Zimmerhölzern nach deren Vermoderung herrühren. Man hat diesen Kanälen irrthümlich den Zweck, als Sprachrohr von Stock zu Stock gedient zu haben, zugeschrieben.

Die förmliche Belagerung und andauernde Berennung einer Belagerung. Burg, wobei man gewöhnlich an einer bestimmten Stelle durchzubrechen und die Befestigung zu zerstören suchte, konnten nur jene unternehmen, welche zahlreichere Streitkräfte im Felde zu halten und die bedeutenden Kosten des Belagerungszeuges zu tragen im Stande waren. Eine solche Belagerung hatte gewöhnlich grosse Hindernisse zu überwinden und zog sich oft sehr in die Länge.

Der Erfolg hing zunächst von der Erfindungsgabe und Geschick- Zeugmeister. lichkeit des Zimmermeisters ab, welcher unter dem Namen Gezeug- oder Blidenmeister mit seinen Gesellen, den Blidnern, ein eigenes Korps bildete. Er hatte die Anfertigung, Bedienung und Instandhaltung der verschiedenen Schiess- und Schleudermaschinen, sowie die Zurüstung, das Aufschlagen und Fortbewegen der mannigfaltigen Schirme, Schutzdächer, Stossmaschinen und Wandelthürme zu besorgen und zu leiten. Der österreichische Geschichtsschreiber Horneck, welcher im Anfange des XIV. Jahrhunderts seine Reimchronik schrieb, rühmt die sinnreichen Zeugmeister, welche den österreichischen Herzogen gedient haben, und Albrecht I. verdankte die Eroberung so mancher Städte und Burgen vornehmlich den ausgezeichneten Leistungen des Meisters Rot Ermeleyn.

Den Angriff auf eine Burg eröffnete man mit den Wurf- Wurf-  
maschinen. maschinen, welche die Artillerie des früheren Mittelalters bildeten. Sie hiessen Antwerke, Bliden, Petrer, Tumler, Rutten und Wippen und schleuderten Steinkugeln, Mühlsteine, schwere Bruchsteine, Felsstücke, zu deren Hebung manchmal 4 Männer nothwendig waren, und allerlei Brennstoffe. Die Ballisten waren grosse Armbrüste, welche auf starken, oft vierräderigen Gestellen ruhten, manchmal mit Triebrädern versehen waren und, weil sie auf Wagen nachgeführt wurden, auch Wagenarmbrüste hiessen. Sie schossen aus bedeutender Entfernung schwere Pfeile bis zur Grösse eines Balkens, Lanzen und dann auch eiserne Feuerpfeile. Diese wurden in der Mitte mit leicht entzündbaren Stoffen umwickelt, dann von Leinwandstreifen umschlungen, in siedendes Pech und Schwefel mehrmals getaucht und ehe man sie losschoss, am vorderen Ende angezündet. Man suchte die belagerte Burg auch dadurch in Brand zu stecken, dass man Katzen und

Tauben, die aus derselben herauskamen, abfang, und ihnen auf den Rücken ein kleines, mit Brennstoff gefülltes Thongefäss oder einen Feuerpfel band; daran wurde ein länglicher Zündschwamm befestiget, und ehe man das Thier in der Nähe der Burg losliess, entzündet. Die geängstigte Katze oder Taube eilte nun nach der Burg, suchte sich dort in Heu, Stroh oder auf dem Dache zu verkriechen und steckte es in Brand.

Mittelst der Schleudermaschinen bewarf man oft Tag und Nacht die Burg mit einer Menge von Steinen und brennenden Stoffen, um unter den Belagerten Angst und Verwirrung, Verderben und Tod zu verbreiten; die Zinnen, Schutzdächer, Maschikulis und Erker der Ringmauern, Thore und Thürme zu zerstören, und die Vertheidiger von ihrem Posten zu vertreiben. Wenn ein Dach von der Flamme ergriffen war und die Belagerten herbeieilten, um zu löschen, so suchte man sie durch einen Steinregen daran zu hindern, den eine für diesen Zweck in Bereitschaft gehaltene Schleudermaschine sogleich nach der Brandstätte warf.

Es kam auch vor, dass man zum Spotte todte Esel über die Mauer warf, oder Menschenkoth und halbverfaulte Aeser sammelte, in Fässer füllte und in die Burg schleuderte, wo sie, da die Fässer beim Niederstürzen zerbrachen, einen unerträglichen Gestank, oft auch Seuchen verbreiteten und manche Besatzung zur Uebergabe nöthigten. Bei der Belagerung von Schaunberg 1380 warf man sich gegenseitig solche Fässer zu, und die Belagerten wählten sich das Zelt des Herzogs zu ihrem Ziele.

War trotz allen dem der Muth der Vertheidiger nicht gebrochen, verweigerten sie die Uebergabe, oder hatten sie den nach einer so heftigen Beschiessung gewöhnlich unternommenen Sturm zurückgeschlagen, oder war die Burg so fest und gut gebaut, dass ihr diese Beschiessung keinen grossen Schaden zufügen konnte, so schritt man zur Untergrabung der Mauer, oder zur Anwendung der Stossmaschinen und des Wandelthurmes.

An die Burgmauer gelangte man mit unglaublicher Mühe. Es musste der Graben ausgefüllt, oder, wenn tiefes Wasser die Burg umfloss, ein festes Gerüst erbaut, und bei Höhenburgen durch Erde oder Felsen ein Weg gebahnt werden. Manchmal näherte man sich der Burg, indem ein Damm aufgeschüttet und die Erde immer weiter vorgeworfen wurde. Bei diesen Arbeiten schirmte man sich durch Schützen und Schleuderer, die nahe dabei aufgestellt und durch

Schanzkörbe gedeckt, es indessen versuchten, die Zinnen der Thürme und Mauern von ihren Vertheidigern zu säubern. Ferner arbeiteten die Mineure unter starken Schirmdächern oder stacken in weidenen Körben; auch Taucher-Apparate kommen bereits im XV. Jahrhundert vor.

Die festeste Schutzwehr beim Untergraben oder Zertrümmern der Mauer bot die sogenannte Katze oder der Krebs. Es war diess ein längliches, niederes, aus sehr starken Balken und Bohlen erbautes Haus, dessen Dach aus hartem, fest zusammengefügtm Flechtwerke gemacht und nicht flach gedeckt, sondern vom Giebel ab nach rechts und links abschüssig war, damit die darauf geschleuderten Steine um so leichter herabrollen möchten. Um die Schirmdächer auch gegen das herabgeworfene Feuer zu schützen, bedeckte man sie mit frischen Rindshäuten und anderen nassen Ueberzügen, auch mit Erde und Rasen. Dieser Bau wurde auf Rädern gegen die Mauer vorgeschoben und begünstigte, wenn eine Oeffnung in dieselbe gebrochen oder ein Gang unter derselben in das Innere des belagerten Platzes gegraben war, das Eindringen in die Burg.

Katze,  
Krebs.

Unter dem Schutze dieses Gerüstes arbeiteten auch der Sturmbock oder Widder und die Brechmaschine. Ersterer bestand aus einem Balken mit einem sehr starken, eisernen Kopfe, hing an Seilen, wurde hin und her bewegt und dann gegen die Mauer losgelassen, in die er Löcher schlug. Die Kolbe des Baumes an der mit Räderwerk in Thätigkeit gesetzten Brechmaschine riess die Mauerwände ein.

Stoss-  
maschinen.

Wo der Burg wegen ihrer hohen und steilen Lage mit diesen Gerüsten und Maschinen nicht beizukommen war, untergrub man den Berg, auf dem sie stand. Diess geschah 1310 bei Neuburg am Inn. Als hierauf die Mauer einstürzte, flüchtete sich die österreichische Besatzung an das andere Ufer in die Burg Wernstein.

Eine andere Belagerungsmaschine war der Wandel- oder Rollthurm, der auch Bergfried, Ebenhoch, Ziehthurm hiess. Er wurde aus hohen, starken, an der Wurzel abgehauenen Bäumen, womöglich Eichen, in viereckiger Form erbaut, an zwei Stellen, oben und in der Mitte, legte man Querbalken, darüber Bohlen, und bedeckte diese mit geflochtenen Hürden, damit das Kriegsvolk darauf stehen konnte. Im Mittelstocke hatte die gegen die Burg gerichtete Seite eine doppelte Wand. Der Thurm wurde, um ihn vor feindlichen Brennstoffen zu bewahren, von aussen mit rohen Thierhäuten und ver-

Wandel-  
thurm.

schiedenen nassen und auch anderen Schutzmitteln umhüllt und mittelst Walzen, die man ihm unterlegte, bis zur Burgmauer vorgeschoben. Während im Erdgeschosse, sowie in den Katzen, ein Sturmbock gegen die Mauer in Bewegung gesetzt ward, konnte die Besatzung des obersten Stockwerkes, welche aus Schützen bestand, in die Burg hineinsehen, die Belagerten beobachten und viele verwunden oder tödten, welche sich zeigten oder zur Vertheidigung der Mauer herbeieilten. Endlich konnte die äussere jener doppelten Wände durch eine künstliche Vorrichtung auf den jenseitigen Mauerrand gelegt werden, während die einstweilen noch zugeschlossene zweite Wand das Innere des Thurmes deckte. Ueber eine solche Fallbrücke drang 1099 Herzog Gottfried von Bouillon an der Spitze einer starken Abtheilung zuerst in die Stadt Jerusalem und eroberte sie.

Kostspielig-  
keit des  
Belagerungs-  
zeuges.

Die mittelalterlichen Kriegs- und Belagerungsmaschinen verursachten ungemein grosse Kosten. Eine Menge Lastwagen waren erforderlich, um nur die Ballisten mitzuführen und die Wurfsteine herbeizuschaffen. Während der Belagerung von Falkenberg in Niederösterreich, vom September 1299 bis März 1300, durch Herzog Rudolf von Oesterreich waren 72 Wagen Tag und Nacht beschäftigt, Steine herbeizufahren, und die Chronik von Zwettl erzählt, dass 7800 grosse Steine gegen die Burg geschleudert, die Ringmauern und Thürme bis zur Unhaltbarkeit beschädigt worden seien, und ein jeder Stein 7 Schillinge gekostet hätte. Als die Passauer 1436 die zwei Stunden unterhalb der Stadt an der rechten Donauseite gelegene Burg Königstein belagerten, bezahlten sie eine Anzahl Steinmetzen, welche die zur Beschiessung erforderlichen Steinkugeln verfertigten. Der Burg wurde damit so zugesetzt, dass sie nach sieben Tagen zur Uebergabe gezwungen wurde.

Viele Wagen waren bei der Belagerung auch dazu nothwendig, um für die verschiedenen Belagerungsgerüste und fortifikatorischen Bauten starkes und langes Holz aus dem nicht immer nahen Hochwalde zu holen, und viele Menschen mussten verwendet werden, um den Weg zur Burg zu ebnen, oder den Damm zu bauen und die grossen Belagerungsmaschinen dahin in Bewegung zu setzen. Bei letzterer Arbeit waren, wie die Chronik von Colmar berichtet, bis 500 Mann erforderlich.

Vertheidi-  
gung.

Manchmal waren all' die grossen Auslagen und die unsäglichen Mühen fruchtlos. Die Belagerten wussten alles durch List, Muth und Kunst zu verhindern. Sie besaßen ebenfalls Wurfmaschinen

aller Art, die sie auf die Mauern und Thürme stellten, um unter die Feinde, wenn diese beim Ebnen des Bodens, beim Dammbau und zum Sturme in die Nähe kamen, schwere Pfeile und Steine zu schleudern. Die Schirmdächer und Sturmhütten wurden durch riesige Steine zertrümmert oder von brennenden Balken und mit Fässern, die mit angezündeten Holzspännen, Pech und Talg, fetten Schweinefleisch gefüllt waren, in Brand gesteckt; hin und wieder gelang es den Belagerten, sich in dunkler Nacht herbeizuschleichen und an die Belagerungsmaschinen Feuer zu legen. Gegen den Sturmbock flochten sie aus Weiden Hürden, liessen sie oder andere weiche Gegenstände hinab und bedeckten damit die Mauer an der Stelle, welche der Stossbaum in Angriff nahm; die Hürden hemmten seine Gewalt. Gegen den Wandelthurm erbauten sie ein eben so hohes, wenn nicht noch höheres Gerüste, oder sie warfen starke, eiserne, an Seile gebunde Hacken auf den Rollthurm und brachten ihn, wenn die Hacken festsassen, zum Wanken und Umsturz. Manchmal glückte es ihnen, einen grossen Balken so geschickt gegen die Fallbrücke zu stemmen, dass diese auf keine Weise herabgelassen werden konnte. Die Mineure bekämpften sie in Gegenminen; und wenn eine Bresche gelegt war, so errichteten sie alsbald einen hölzernen, oben mit einer Gallerie versehenen Abschnitt hinter der Bresche, der sich zur Rechten und Linken an die noch aufrechte Ringmauer anlehnte. Endlich gelang es manchmal den Belagerten in glücklichen Ausfällen die feindlichen Kriegsmaschinen zu verderben oder durch Feuer zu vernichten. Zwar suchte man sich dagegen durch Gräben, Erdaufwürfe und Wagen zu schützen, allein diese waren für einen entschlossenen Muth kein unübersteigliches Hinderniss und reichten nicht hin, um ein starkes Entsatzungskorps aufzuhalten. Diess und manchmal auch der Mangel an Lebensmitteln, anhaltend schlechte Witterung, ausgebrochene Krankheiten und andere Unfälle machten die oft schnelle Aufhebung der Belagerung nothwendig. In solchen Fällen war es unmöglich, die schwerfälligen Wurfgeschütze wieder heimzuführen, besonders auf schlecht bestellten Strassen, und da blieb denn nichts anderes übrig, als diese Wurf- und aufgerichteten Belagerungsmaschinen, damit sie nicht in die Hände des Feindes kämen, in Brand zu stecken. Auf diese Weise giengen in wenigen Augenblicken grosse Kosten verloren. Die eben angeführten Ursachen zwangen den österreichischen Herzog Friedrich den Schönen 1309 die Belagerung der Burg in Schärding aufzugeben und alles Belagerungs-

zeug zu verbrennen. Im Jahre 1324 fielen sämtliche Kriegsmaschinen des deutschen Königs Ludwig in die Hände des Herzogs Leopold von Oesterreich, als dieser die Baiern nöthigte, von der Belagerung Burgau's eiligst abzulassen.

Brechen  
einer Burg.

War eine Burg erobert, und sollte sie zerstört werden, so wurden ihre Wohngebäude in Brand gesteckt und dann ihre Thore, Thürme und wichtigsten Theile der Ringmauer eingestossen oder niedergebrochen. Der Bergfried wurde, nachdem man die Zwischenböden und die Plattform zum Behufe des Luftzuges ausgebrochen, und sämtliche Fenster und Schlitze verstopft hatte, mit brennbarem Zeug, dürrer Reisig und Pech so hoch als möglich angefüllt, und dieses von unten durch den geöffneten Eingang angezündet. Die grosse Hitze dehnte die Luft plötzlich und ungemein aus, und da diese keinen schnellen Ausweg fand, trieb sie die Wände des Thurmes auseinander, sprengte die Mauern und warf sie um, wenn sie nicht von besonderer Dicke und Stärke waren. Eine derartige Procedur nannte man „Ausbrennen“.

Pulver-  
geschosse.

Die Einführung der Pulvergeschosse gab, wie dem Kriegswesen überhaupt, so auch dem Angriffe und der Vertheidigung der Burgen eine wesentlich veränderte Gestalt. Die Feuerwaffen kommen bereits im XIV. Jahrhunderte vor, und schon in der ersten Hälfte desselben wurden in Oberösterreich, und zwar in Steyr, Feuermörser erzeugt; aber erst im Verlaufe des XVI. Jahrhunderts hörte die Anwendung mittelalterlicher Geschosse und Kriegsmaschinen gänzlich auf. Im XV. Jahrhunderte kämpfte man noch mit beiderlei Waffen. Zur Belagerung der Tettauer Schanze im Jahre 1490 lieferte die Stadt Ens auf kaiserlichen Befehl ihr Feuerschütz und eine bedeutende Zahl Pfeile; und noch im Jahre 1506, als man in der Stadt Steyr eine Schützengesellschaft errichtete, wurde bestimmt, dass an Sonntagen wechselweise einmal mit Büchsen, das anderemal mit Armbrüsten nach dem Ziele geschossen werden solle. Nur sehr langsam legte man die alten Waffen ab, wozu der hohe Preis der Feuergeschosse, ihre ursprünglich plumpe Verfertigung, die Last der Handgewehre und das eigene Studium und Fertigkeit, welche die Bedienung der neuen Waffen erheischte, viel beigetragen haben mochte.

Die ersten Geschütze bestanden aus geschmiedeten Eisenstäben, die wie die Dauben eines Fasses an einander gefügt und durch Reife mit einander verbunden waren. Ein so verfertigter Riesemörser, an dem die Form des zwischen den Henkeln befindlichen Schildchens



die erste Hälfte des XIV. Jahrhunderts anzeigt, ist zu Steyr geschmiedet worden. Er wurde von den Türken erbeutet, ihnen aber 1529 von den Oesterreichern wieder abgenommen, und befindet sich gegenwärtig im kaiserlichen Arsenal zu Wien.

Die erste eigentliche Kanone bestand, wie die meisten Geschütze dieser Art im XV. Jahrhunderte, gleichfalls aus geschmiedetem Eisen, hiess gewöhnlich Bombarde oder Donnerbüchse und war vorherrschend ein Hinterlader.

Man schoss damals mit grossen und kleinen Steinkugeln; letztere vertraten eine lange Zeit hindurch die Stelle der späteren Kartätschen. Um die grossen Kugeln doppelt schädlich zu machen, umwickelte man sie mit mancherlei Brennstoffen; sie glichen dann Kometen, indem sie einen langen, in Schwefel und Pech getränkten, brennenden Schweif nach sich zogen. Der eisernen und bleiernen Kugeln bediente man sich seltener, sei es aus Sparsamkeit oder aus Mangel an Geschicklichkeit für deren Verfertigung.

Die erste Erwähnung über den Gebrauch der Feuergeschütze in Oberösterreich finden wir im Jahre 1390, wo Herzog Albrecht ungeheuere Steinkugeln in die Burg Leonstein schoss. Da selbe ohne Wirkung blieben, liess sein Feldhauptmann Zacharias Haderer Geschütze auf einen die Burg überhöhenden Felsen bringen und die Dächer derselben in Brand schiessen. Der Rohrer entfloh durch einen unterirdischen Gang und die Besatzung ergab sich.

Die Verwendung des Eisens und der Bronze für den Guss der Feuerschlünde und die Benutzung der eisernen und bleiernen Hohlkugeln begann ebenfalls schon im späteren Mittelalter; die der beweglichen Laffetten erst am Ende desselben.

Ueber die hölzernen Mörser im Mittelalter fehlen uns bestimmte Angaben aus jener Zeit. Nach späteren Berichten wurden diese Geschütze aus keinem spröden Holze, sondern aus dem untersten Stamme der Birken und Linden verfertigt, hatten einen sehr dicken, ganz gleichen Umfang und wurden von eisernen, mit Nägeln befestigten Ringen umschlossen. Der innere Lauf und der Pulversack waren mit Blei überzogen und in das Zündloch schraubte man eine kleine metallene Röhre und Zündpfanne ein.

Die tragbaren Feuerwaffen unterschieden sich anfänglich noch nicht streng von den Geschützstücken; sie waren eine Art kleinere Handkanonen. Zuerst und zwar im XIV. Jahrhunderte entstanden die Knallbüchsen (Schiessprügel). Sie waren eine plumpe Waffe aus

Schmiedeeisen, auf einem Stücke rohen Holzes befestiget und nicht zum Anlegen geeignet. Bald nach ihnen wurden die Handkanonen mit einer Art von grob gearbeiteten Kolben eingeführt, welche nach und nach einen Hahn für die Lunte, dann den Drücker und endlich die Feder erhielten. Die so vervollständigten Handkanonen nannte man Hackenbüchsen. Sie hatten am Schaft einen Hacken, mittelst dessen sie auf ein vor dem Schützen stehendes Gestell befestiget werden konnten. Die Hackenbüchsen kommen seit der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts vor; es gab Doppel-, ganze und halbe Hacken, sie schossen eiserne und bleierne, oder eiserne mit Blei umgebene zwei- bis achtlöthige Kugeln.

Die Radschlossbüchsen wurden erst im Beginne des XVI. Jahrhunderts erfunden.

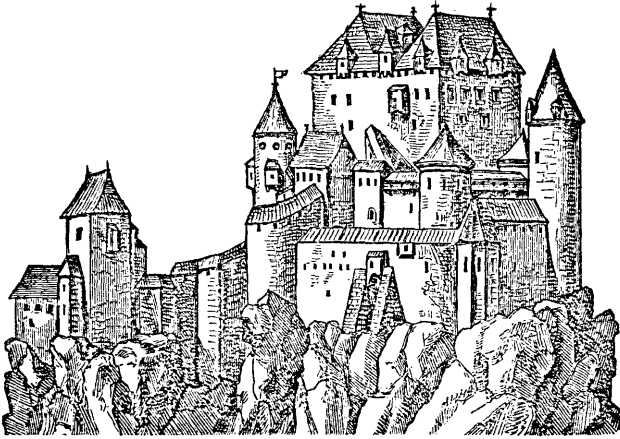
Nachdem wir die mittelalterliche Burg in ihrer Beschaffenheit als Wehrbau nach allen Seiten hin beleuchtet haben, und nebenbei einiges schon über die Wohn und Unterkunftsgebäude der Vorburg erwähnt haben, wollen wir nun die Hauptburg als Wohnbau näher in Betrachtung ziehen.

### c) Der Palas.

Unter den Wohngebäuden der eigentlichen Burg ist vor allen der Palas zu nennen. Er wurde auch das Herrenhaus oder Ritterhaus genannt und war dem Gebrauche als dem Umfange nach das Hauptgebäude, nahm in der Regel die eine Seite des Burghofes ein, stand in der Nähe der Pforte und war je nach dem Vermögen und Stande des Burgherrn mehr oder weniger geräumig und schön eingerichtet.

Äußere  
Beschaffen-  
heit des  
Palas.

Der Palas war unter allen Gebäuden der Burg mit Ausnahme des Bergfriedes der höchste Bau (Fig. 56) und ganz aus Stein. Wo das Terrain nicht enge und unregelmässig war, zeigte er, an die Ringmauer angelehnt oder vielmehr auf ihr ruhend, einen oblongen, rechteckigen Grundriss, oder auch die Hufeisenform und bestand aus dem in der Regel gewölbten Erdgeschosse und aus zwei bis drei Stockwerken. Der Zugang war verschieden. Im westlichen Deutschland, auch in der Wartburg und in Eger, führte eine steinerne Freitreppe, die Gräde, selten eine Rampe an der Hofseite des Hauses zu der Thüre des Palas, aber nicht immer unmittelbar. Hin und wieder musste man von der Plattform der Treppe eine kleine Zugbrücke zum Eingange in den Palas überschreiten. In der Donaugegend,



Pührnstein. (Fig. 56.)

in Baiern und Oesterreich, kommt gewöhnlich statt der Gräde die in einem Thürmchen befindliche Wendeltreppe (Neuhaus), oder auch der ebenerdige Eingang (Schaunberg) vor. An demselben befand sich ein Stein zur Erleichterung des Auf- und Absitzens vom Pferde.

Im Erdgeschosse befanden sich nur wenige enge Schlitzte für den Bogen und die Armbrust. Die Fenster nach der Landseite oder nach aussen zu waren der besseren Vertheidigung wegen nur in den höheren Stockwerken angebracht, und längs den obersten zog sich häufig eine hölzerne Gallerie hin. Hinter den Fenstern nach der Hofseite zu befand sich ihrer ganzen Länge nach, jedoch nur selten ein Gang. Hin und wieder kamen Balkone oder Erker mit Masswerk und heraldischem Figureschmuck vor. In der Höhe wurde der Palas mit Friesbögen oder Zinnen, oder Eckthürmchen mit Zeltdächern gekrönt.

Die älteste Dachbedeckung des ganzen Hauses bestand aus mehreren Giebeldächern; später wurde nur ein Dach, bisweilen mit vielen Dachthürmchen oder Erkern geziert, errichtet. Es war hin und wieder von abgetreppten Giebeln auf beiden Seiten begrenzt und mit Schindeln von hellglänzenden Färbungen, manchmal sogar mit Zinn- oder Bleischindeln, oder mit glasirten Ziegeln gedeckt, deren blendender Glanz von weiter Ferne das Auge an sich zog. Ein weithin in das Land schimmerndes Dach galt als eine der schönsten Zierden des Palas. In Oberösterreich war das Palasdach gewöhnlich

einfach und mit kleinen, schmalen oder Spitz-, Schuppen- und Hohlziegeln gedeckt. Der Gipfel des Daches wurde mit Wetterfahnen geschmückt. Nur der Adel hatte das Recht, sich derselben zu bedienen, und ihre Form zeigte die Würde des Burgbesitzers an. Viereckig geschnittene Wetterfahnen durften nur die Bannerherren führen; der übrige Adel hatte lange, zweispitzige Wetterfährchen. Sie wurden auch mit dem Wappen des Burgherrn geziert.

Der Palas hatte einen weissen oder verschieden gefärbten Anwurf. Die Anwendung verschieden gefärbten, theils rauhen, theils ganz feinen Mörtels, besonders an den Mauerecken und Sockeln, zur Nachahmung der Quadern, an Gesimsen und zu Streifen zwischen den Fenstern u. s. w. finden wir häufig. Geschichtliche, biblische und ähnliche Darstellungen an der Aussenwand des Hauses wurden oft blos in mehrfarbigen Mörtel, namentlich durch Einritzung in die obere Mörtellage und daher streifweise Blosslegung der unteren, ausgeführt.

An die Ausschmückung des Palas und seiner Wohnräume wurde Alles gewendet, was der Burgbesitzer nur aufreiben konnte. Mochten andere Partien der Burg darunter leiden, das Ritterhaus, in dem er seine Gäste empfing, musste von seinem Stande und Reichtum zeugen.

Diess war besonders seit dem XIII. Jahrhunderte der Fall, wo man durch die Kreuzzüge mit schönen byzantinischen Formen und mit manchen Einrichtungen orientalischer Pracht und Bequemlichkeit bekannt geworden war.

Der Palas bestand aus einem grossen Saale, dem Rittersaale, zu dessen Seiten einige kleine Gemächer angebracht waren; andere befanden sich in dem höheren Stockwerke, wo auch nach der Hofseite hin die Pechpfannen hingen.

Bestand-  
theile des  
Palas.

Rittersaal.

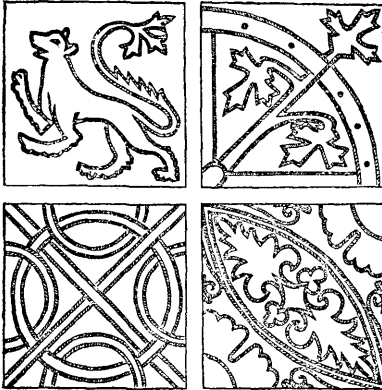
Zu dem Rittersaale gelangte man durch die Eingangsthüre des Palas; nicht immer war noch ein anderer Raum dazwischen.

Decke des  
Saales.

Die Decke des Saales war in manchen Burgen gewölbt, gewöhnlich aber besonders im früheren Mittelalter bestand sie aus hölzernem Sparrenwerke. Im ersten Falle wurde, wenn der zu überspannende Raum zu gross war, das Gewölbe durch Säulen und Pfeiler unterstützt. Bei der Holzdecke waren die Flächen der Durchzugsbalken mit Schnitzwerk, Wappen, Sprüchen, Jahreszahlen und Figuren der Heiligen geziert, oder durch einen Leimanstrich getüncht. Später machten die einfachen Balkendecken den aus Tafeln gefügten, oft kunstvollen Plafonds Platz.

Die Fussböden bestanden aus Lehm-Estrich oder Tennenboden Fussboden.  
 — gestampften durch Schafhaare verhärtetem Lehm — aus Stein-  
 Estrich, Bretterlage oder schmuckvollen Thonfliesen. Geschlagene Ziegel  
 und Estrich aus Ziegeltrümmern wurden erst später angewendet.

Die Fliesen (Fig. 57 bis 66) bestanden aus gebrannten, gleich- Fliesen.  
 förmigen, vorherrschend quadratischen Plättchen, von röthlicher, dunkel-  
 rother, lichtgelblicher, grauer und schwärz-  
 licher Thonerde. Sie waren etwa ein Zoll  
 dick und wurden auf  
 einer Unterlage von  
 Kalk und Sand genau  
 zusammengefügt, so  
 dass sie mit ihren  
 Ornamenten gleichsam  
 ein Teppichmuster bil-  
 deten. Ihre Verzieren-  
 gen wurden theils  
 durch Pressung in  
 einer Form, theils  
 durch Glasirung be-  
 werkstelliget; letztere  
 wieder durch einfache  
 Salz- oder Bleilösung,  
 oder durch eigenthüm-  
 liches Email, d. h.  
 färbige Glasflüsse. In  
 Deutschland war die  
 Pressung die vorherr-  
 schende Methode, zu  
 der dann ein- oder  
 mehrfärbige Glasur  
 hinzutrat. Die Ver-  
 zierung war entweder  
 flach erhaben auf glat-  
 tem Grunde, oder auch  
 eingetieft, und trat  
 durch den Staub oder



(Fig. 57.)



(Fig. 58.)

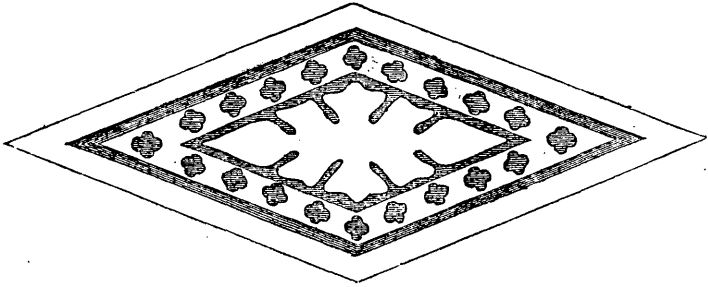


(Fig. 59.)

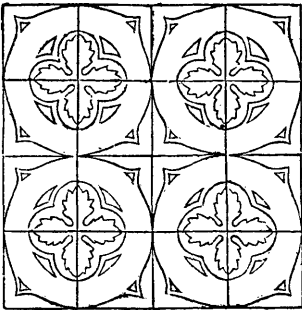
Schmutz, der sich ansetzte, scharf hervor, wenn nicht schon anfangs eine gefärbte Mörtel- oder Kittmasse die Linien ausfüllte. Was das Ornament selbst betrifft, so spielt im XIII. und XIV. Jahrhunderte die Thierwelt, Löwen, Adler, Drachen, Hirsche u. s. w. eine grosse Rolle in der Verzierung der Thonplatten. Im XIV. Jahrhunderte wurden die heraldischen Thierfiguren aus den Wappen nicht nur der Burgbesitzer, sondern auch der Kaiser, Landesherrn und sonstiger hervorragender Personen als Fussbodenmuster benützt. Zugleich kam auch die Kreis-, Stab- und Blattverzierung immer mehr in Anwendung, und wurde im XV. Jahrhunderte vorherrschend. Nach dem Mittelalter führte man die einfach glatten, verschieden geformten und verschiedenfarbigen Plättchen ein.

Bedeckung  
des Fuss-  
bodens.

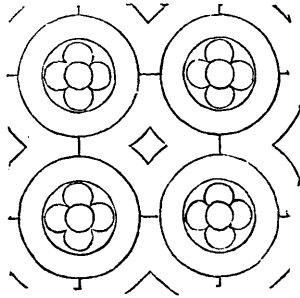
Die Fussböden wurden oft bedeckt, besonders im Winter, im heissen Sommer und bei Festlichkeiten. Berücksichtigt man die hohe luftige



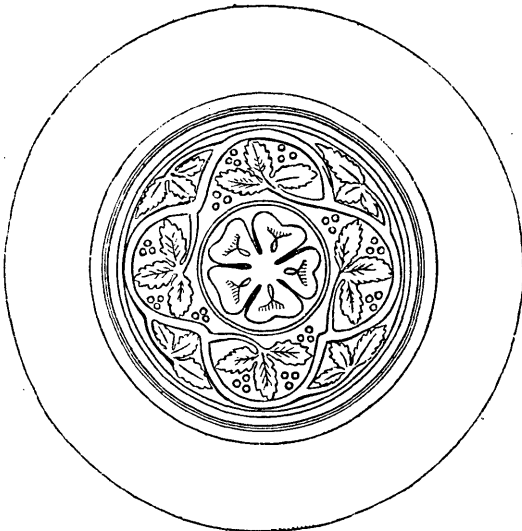
(Fig. 60.)



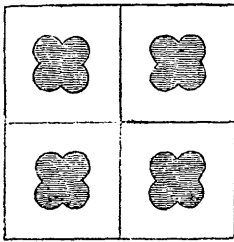
(Fig. 61.)



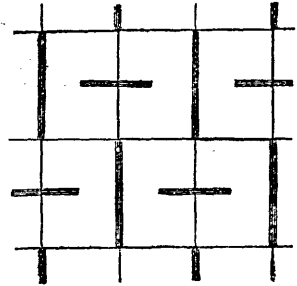
(Fig. 62.)



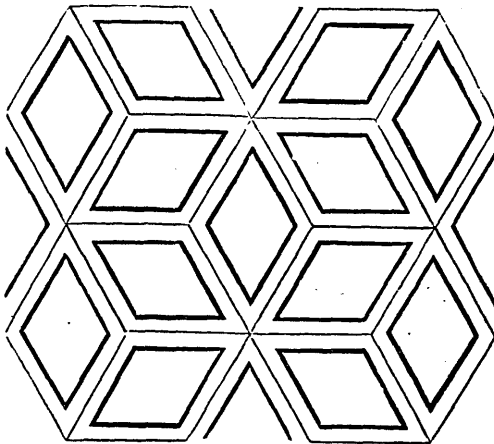
(Fig. 63.)



(Fig. 64.)



(Fig. 65.)



(Fig. 66.)

Lage der meisten Burggebäude, die Stürme, denen sie preisgegeben waren und die mangelhafte Verwahrung der im Mittelalter durch lange Zeit glaslosen Fenster, die der kalten Luft Eingang gewährten; erwägt man, dass bei strenger Kälte die Erwärmung durch Kamine unzulänglich war, so wird man leicht begreifen, wie die Fussböden in winterlicher Jahreszeit beständig kalt sein mussten. Diesem Uebelstande abzu- helfen, bedeckte man sie mit Schichten von Stroh und trockenen Binsen oder Heu und legte darüber Matten; bei feierlichen Gelegen- heiten auch Teppiche, besonders dort, wo Tische, Stühle und Bänke standen. Es kam aber auch vor, dass die Teppiche das ganze Zimmer bedeckten. Im Sommer, wo die warme, schwere Luft in den mit engen und nicht zahlreichen Fenstern versehenen Zimmern stockte, streute man frischgeschnittene Binsen, grünes Gras, thauiges Laub



und in der Blüthezeit Blumen, namentlich Rosen, auf den Fussboden. Die Kamine, deren man in der warmen Zeit nicht bedurfte, füllte man in gleicher Weise an, und befestigte auch an den Wänden grüne Zweige. Bei Festlichkeiten wurden Teppiche gelegt und über dieselben grüne Binsen und Blumen dünn hingestreut. Auf diese Weise suchte man duftige Frische und Kühlung zu verbreiten, und das Gefühl wohliger Behaglichkeit zu erwecken.

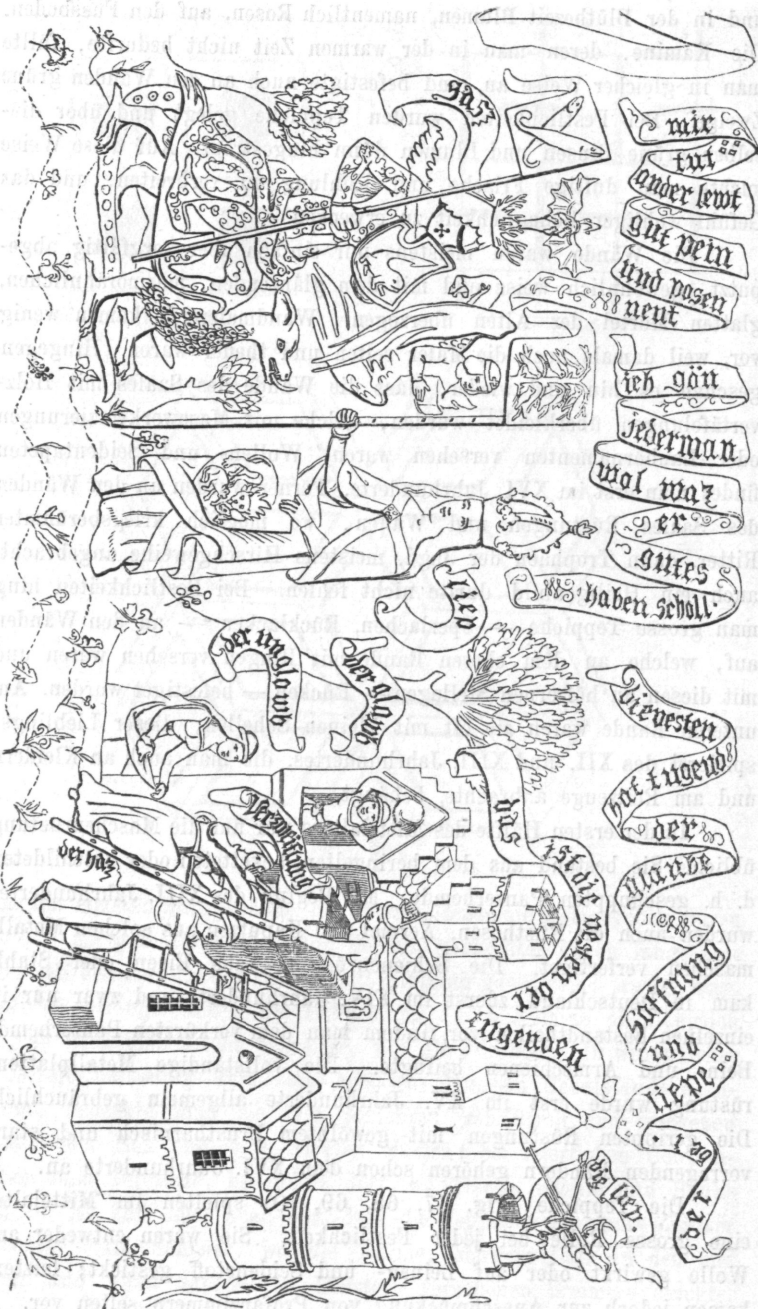
Die Wände waren meistens nur einfach aber sorgfältig abgeputzt, gewöhnlich weiss und mit dem glänzenden, marmorähnlichen, glatten Mörtel der Alten überzogen. Wandmalereien kamen wenig vor, weil damals noch die Maler selten und theuer waren. Hingegen geschah es hin und wieder, dass die Wände des Saales mit Holzvertäfelungen überkleidet wurden, welche mit Masswerkverzierungen oder Laubornamenten versehen waren, Wollen- und Seidentapeten findet man erst im XVI. Jahrhunderte. Ferner wurden an den Wänden des Saales Rüstungen und Waffen, wo möglich kriegsberühmter Ritter, dann Trophäen der Jagd, meistens Hirschgeweihe angebracht, auch ein Heiligenbild durfte nicht fehlen. Bei Festlichkeiten hing man grosse Teppiche — Sperlachen, Rücklacken — an den Wänden auf, welche an dem oberen Rande mit Ringen versehen waren und mit diesen an hölzernen Stellagen — Rücken — befestiget wurden. Am unteren Rande waren sie oft mit kleinen Schellen, dieser Lieblingspielerei des XII. und XIII. Jahrhunderts, die man auch an Kleidern und am Reitzeuge anbrachte, behängt.

Wände und  
ihre Aus-  
schmückung.

In der ersten Hälfte des Mittelalters war nur die Maschenrüstung üblich. Sie bestand aus dem beringelten, beketteten oder beschildeten d. h. geschuppten Panzerhemde. Mit Beginn des XIII. Jahrhunderts wurden auch die Rüstosen, Aermel und Kaputzen aus solchen Metallmaschen verfertigt. Die Schienenrüstung (aus Eisen oder Stahl) kam in Deutschland zuerst im XIV. Jahrhunderte und zwar nur in einzelnen Bestandtheilen vor, indem man dem verkürzten Panzerhemde Bein- und Armschienen beifügte. Die vollständige Metallplattenrüstung wurde erst im XV. Jahrhunderte allgemein gebräuchlich. Die gerippten Rüstungen mit gewölbtem Brustharnisch und stark vorragenden Bändern gehören schon dem XVI. Jahrhunderte an.

Die Teppiche (Fig. 67, 68, 69, 70) spielten im Mittelalter eine grosse Rolle bei jeder Festlichkeit. Sie waren entweder aus Wolle gewirkt oder auf Leinen- und Seidenstoff gestickt; letztere kamen jedoch zur Ausschmückung von Profanzimmern selten vor.

Teppiche.



(Fig. 67.)



(Fig. 68.)



(Fig. 69.)